

study by acknowledging that the authorized translators evolved “an individual style by frequent consultation of the other English versions and by their own inventiveness” (p. 172).

Backus’ two hundred and sixteen page booklet is a small gem. Not only does it reflect the scholarship of its author but it proves indirectly how translators and exegetes of the late 16th and early 17th centuries utilized one another’s skills, regardless of denominational and regional boundaries. Though Beza’s rigidly determinist Calvinism might have been objectionable to at least some of the scholars who worked on the A.V., his reputation as textual scholar of the New Testament was beyond reproach.

By her own skillful and patient analysis Dr. Backus has shown some significant links between Geneva and England in the period under discussion, thus opening the doors to further investigation of the fascinating factor of cross fertilization in the process of evangelical reform – not only by those who tackled the structures of the church, but, indeed, by the scholars who cherished the church’s Canon and sought to transmit its treasured word in faithfulness to establish manuscripts and codices.

An added bonus of this Pickwick Publication is its attractive appearance, a preface by Basil Hall of Cambridge and a relatively error-free text (one meets a theologican (p. XI), wonders why Baptism is capitalized when salvation is not (p. 11) and why “original sin” requires “the” (p. 11) when “Lord Jesus” goes without the article (p. 123). These and some other minor typing errors do not however detract from the value of this study by Dr. Backus.

While the last word on the matter has not yet been written this work is commendable for its sound research and careful analysis and serves well as an important contribution to the study of roots and relationships in the process of translating the Bible into the vernacular.

E.J. Furcha, Montreal

Karl Barth – Martin Rade, Ein Briefwechsel

mit einer Einleitung von Christoph Schwöbel, Gütersloh, Gütersloher Verlags-
haus Gerd Mohn, 1981, 292 S., 2 Abb., Ln., DM 78.–

Für kurze Zeit wirkte der junge cand. theol. Karl Barth als Redaktionshelfer an der «Christlichen Welt», der maßgebenden Zeitschrift des freien Protestantismus, deren Herausgeber während 45 Jahren Martin Rade war. Aus dieser Zeit stammte eine lebenslängliche Freundschaft, die sich im vorliegenden Briefband nicht nur in Sachdiskussionen, sondern auch im vertraulichen Gespräch eines alten und eines jungen Theologen ausdrückt. Rade bietet Barth in einer äußerst gespannten Zeit, nämlich im September 1914, das Du an, und Barth ist unsicher, als was er nun seinen Freund, dem er weder politisch noch theologisch zu folgen vermag, zu betrachten habe. Die Anreden seiner Briefe schwanken denn

auch hin und her zwischen «lieber Herr Professor», «lieber Vater Rade», «lieber Onkel Rade», wobei der «Onkel» mit Staunen und freudiger Zustimmung, mitunter aber auch mit leisem Befremden zuschaut, wie ihm der «Neffe» theologisch davonläuft.

Neben diesen menschlichen Zwischentönen sind es jedoch vor allem zwei Themenbereiche, die den Briefwechsel lesenswert machen: Zum einen ist es die Auseinandersetzung zwischen liberaler und dialektischer Theologie. Auch wenn sie mehr oder weniger bekannte Aspekte bringt, ist es doch für den in Barths Denken beheimateten Leser aufschlußreich, die andere, liberale Seite der Argumentation aus direkter Quelle zu verfolgen. Hier können Feindbilder, die sich mancher «Barthianer» nach wie vor vom «Neuprotestantismus» macht, heilsam abgebaut werden. Martin Rade gehörte zu den sympathischsten Exponenten des freien Protestantismus. Er hatte die seltene Gabe, andere zu Wort kommen zu lassen, selbst wenn sie sich nicht auf «seiner» Linie bewegten. Freilich gab es Grenzen des Verstehens. Als Barth seinen ersten Dogmatikband nach Marburg schickte, antwortete Rade, ihn beschäftige das Persönliche dieses Unternehmens mehr als das Sachliche. Fast hilflos mutet es an, wenn Rade dazu nicht viel mehr zu sagen weiß, als daß Barth nun auch unter den Propheten sei: «Wie muß Dir zumute sein unter dieser Gottesführung? Denn das hast Du weder wollen können noch gehant, was aus Dir geworden ist. Ich rechne Dich mit vollem Ernst unter die Propheten. Wobei wir uns ja das Prophetenamt nicht gleich ins Übermaß hinein auszudenken brauchen. Aber ich habe keine andere Kategorie für Dich. Schon um Deine ganze Einseitigkeit zu ertragen» (S. 226). Hier wird einer der Gründe für das Scheitern des Gesprächs zwischen liberaler und dialektischer Theologie angedeutet. Der Herausgeber des Briefwechsels, Christoph Schwöbel, schreibt in seiner Einleitung, daß eine von der historischen Wissenschaft gelöste Theologie, in der nur Gott selber über Gott reden könne, Bestimmungen enthalte, die für die Liberalen nicht faßbar waren. So redeten nur Propheten von Gott. «Mit Propheten aber kann man nicht diskutieren» (S. 44).

Die Schwierigkeiten des Gesprächs zeigten sich aber ganz besonders in den Briefen, die beim Ausbruch des ersten Weltkrieges zwischen Safenwil und Marburg gewechselt wurden. Barth schreibt, er sei nicht mehr in der Lage, Rades Haltung dem Krieg gegenüber zu verstehen. In ganz Deutschland gerieten «Vaterlandsliebe, Kriegslust und christlicher Glaube in ein hoffnungsloses Durcheinander». Deutschland müsse wohl oder übel diesen Krieg führen, «aber warum lassen Sie bei dieser ganzen weltlichen, sündigen Notwendigkeit Gott nicht aus dem Spiele?» (S. 96). Barth wendet sich vehement gegen die Konfusion des Willens Gottes mit den geschichtlichen Realitäten. Der Krieg sei eine harte Tatsache, aber er müsse als solche hingenommen und nicht zusätzlich als Quelle religiösen Erlebens benützt werden. Rade hält Barth in seinem Antwortbrief entgegen, er könne sich wohl ein objektives Urteil über diesen Krieg bil-

den, aber eines entgehe ihm: «das Erlebnis... Eins habe ich doch voraus vor Ihnen: die Erfahrung, wie dieser Krieg über die *Seele meines Volkes* kam.» Und dann erzählt er in einem merkwürdigen Gemisch von religiöser Ergriffenheit und nationaler Selbstrechtfertigung von der neuen Wirklichkeit des Krieges: wie «eine alle Nerven packende Spannung» jedermann ergriffen habe und «wie einmütiges Vertrauen zu Kaiser und Kanzler die Gemüter erfüllt und inmitten der immer unerträglicheren Spannung eine große Ruhe» gebe. Es werden all die positiven Kräfte aufgereiht, die dieser mit gutem Gewissen geführte Krieg geweckt habe – die Ordnung, die Alkoholfreiheit, die Hingabe und Opferbereitschaft – eine Passage übrigens, die Barth in den Kriegspredigten von 1914 aufnahm und kritisch reflektierte (S.109). Am stärksten getroffen ist Rade von Barths Bitte, «bei dem Erleben dieses Krieges Gott außerm Spiele (zu) lassen. Das ist unmöglich. Für eine so überwältigende Sache gibt es nur einen möglichen Grund und Urheber: *Gott*» (S.110). Man wundert sich, daß es ausgerechnet ein Lutheraner ist, der Gott und Welt vermengt, und daß ausgerechnet der reformierte Barth auf einer sauberen Unterscheidung der «beiden Reiche» besteht. Sehr aufschlußreich in diesem Zusammenhang ist ein Brief Barths an Helene, die Tochter Rades, in dem er in einfacher Sprache *seine* Art des Erlebens zum Ausdruck bringt: «Denk, wie es mir jetzt geht mit der deutschen Tagesliteratur: ich lese viel lieber die Kriegsaufsätze und Gedichte der Profanschriftsteller, wo einem das Menschliche unverhüllt entgegentritt in seiner Größe und in seiner Tragik – als das, was die deutschen *Theologen* schreiben. Die deutschen Kriegsberichte und Feldpostbriefe oder auch die Darlegungen der deutschen weltlichen Historiker nehme ich mit großer Anteilnahme entgegen, aber schrecklich wird es mir zu Mute, wenn die Theologen kommen und das Alles nun religiös verklären wollen mit ihrer furchtbar gewandten Dialektik. *Da* regt sich aller Widerspruch in mir, und *da* wird es mir dann immer wieder sonnenklar: ich darf nicht «deutsch» empfinden, so nahe es mir läge» (S.127f.).

Der Briefwechsel zwischen Barth und Rade führt zu keinen grundlegend neuen theologiegeschichtlichen Erkenntnissen. Er ist aber ein besonders anschauliches und menschlich bewegendes Dokument einer Auseinandersetzung, die nicht abgeschlossen ist, sondern die gerade in der heutigen Friedensdiskussion neu auflebt.

Mancher Leser mag sich fragen, weshalb der Briefwechsel nicht im Rahmen der Gesamtausgabe der Werke Karl Barths erschienen ist. Ein Grund unter anderen liegt darin, daß das Konzept der Gesamtausgabe den Abdruck der Briefe Rades an Barth nicht vorsieht. Daß der Herausgeber Christoph Schwöbel im Vorwort einen Hinweis darauf unterläßt, ist, neben ein paar fehlenden Anmerkungen im Briefteil – um was handelt es sich bei der geplanten Licentiatenarbeit (S.78), wer ist «Pseudo-Göhre» (S.90), wer ist Baumgarten (S.111)? –, der einzige Schönheitsfehler dieses sonst vorzüglich edierten Buches.

Hans Stichelberger, Zürich